

## **„Neue Räume für mehr Lebensqualität“**

Neue Räume für mehr Lebensqualität! In den Sechziger Jahren hätte wohl jeder zweite darauf geantwortet: Sie liegen bald auf dem Grund des Meeres, in Stationen in der Arktis oder im Weltraum. Heute wird so viel Utopie belächelt. Unsere Probleme sind realer geworden, die Politik gibt sich alternativlos.

Neuland entstand in den Neunziger Jahren noch in Dubai, künstliche Inseln im Persischen Golf mit Namen wie „The Palm“ oder „The World“ – allesamt obskure Investorenprojekte. Heute ist auch das vorbei. China gründet militärische Außenstationen im Südchinesischen Meer, indem es Sand auf Korallenriffe spült und darauf Flugfelder und Beobachtungsposten errichtet. Offenbar hat sich das Utopische aus unserer Welt verabschiedet, es ist eingeschrumpelt auf die Größe einer App, die wir liebevoll streicheln.

In diesem Vortrag möchte ich „Neue Räume für mehr Lebensqualität“ als Aufforderung für mehr Freiraum begreifen, für Interventionen und Mitmachen. Es geht um gewollte Nischen, Brachen und Zwischenräume. Sie lassen Entwicklungen zu – auch etwas, das wir womöglich noch gar nicht kennen. Drei Felder sollen die Auseinandersetzung stellvertretend beleuchten. Meine Thesen:

### **1. Wir brauchen ein neues Bewusstsein für Grün.**

Neue Räume für mehr Lebensqualität kämpfen mit den Konventionen von gestern. Noch immer sehen wir den Park als Englischen Landschaftsgarten vor uns. Eine moderne Grünzone kann aber auch ein geometrisches Netzwerk bilden: urban, hart und industriell. Ebenso bedeutsam sind Initiativen von unten: Urban Gardening sprengt den Asphalt unseres Denkens auf und schafft Grünbezüge dort, wo wir sie nicht mehr erwartet hätten: auf Verkehrsinseln und mitten auf dem Gehsteig.

### **2. Wir brauchen eine neue inklusive Umwelt.**

Neue Räume für mehr Lebensqualität sind die alten: also Zimmer, Wohnungen, Häuser, Straßenzüge, Plätze und Verkehrsnetze, die freilich „ertüchtigt“ werden müssen für die Herausforderungen der Zukunft. Das heißt nicht nur energetisch, mit

Vollwärmeschutz und Erdsonden, sondern vor allem in ihren Zuschnitten und Zugängen. Sie müssen barrierefrei werden, um eine Gesellschaft aller mit allen zu ermöglichen. Auch das ist „Willkommenskultur“ und gelebte „Inklusion“.

### **3. Wir brauchen neue digitale Werkzeuge.**

Neue Räume für mehr Lebensqualität brauchen dringend neue Planungswerkzeuge. Wir befinden uns noch in der Steinzeit der kommunal-digitalen Planung. Die vernetzte Stadt der Zukunft aber sollten wir nicht Großkonzernen und ihren Geschäftsmodellen überlassen, sie sollte sich zu einem Bürgerforum entwickeln, das fließende Antworten auf ständig sich wechselnde Bedürfnisse formuliert. Wer das Grundrecht auf Informationelle Selbstbestimmung ernst nimmt, sollte darüber hinaus eine öffentlich-rechtliche Suchmaschine aufbauen. Warum nicht aus dem ZDF eine solche machen, die Zwanglose Daten Freiheit?

## **Miteinander**

Wo aber stehen wir heute? Lebensqualität ist eine Frage des Marktes geworden, der Vernetzung und des Zugangs zu Ressourcen, seien sie nun Boden, Luft, Sonne – oder eben digitale. Daher sehen „Neue Räume für mehr Lebensqualität“ gerade so aus: Sobald wir aus dem Wagen steigen, fahren Bewegungssensoren das Licht hoch. Der Screen an der Wohnungstür begrüßt uns, denn einen Schlüssel aus Metall gibt es schon lange nicht mehr. Wir identifizieren uns mit dem Smartphone. Ach ja, unsere Internet-Bestellung haben wir gerade in der hauseigenen Packstation in Empfang genommen. Der Feierabend-Sprint in die überfüllte Postfiliale ist nur noch eine Anekdote, ebenso wie der Einkauf ums Eck. Selbstverständlich besitzt die Tür, die nun Smart Door heißt, eine eigene Netz- Adresse samt Kamera. Denn wenn die Nachbarin die Orchideen retten soll, sendet der schlaue Türhüter ihr Bild direkt auf unser Smartphone.

Ein Traum? Ein Phantasie für Technik-Fetischisten? Von beidem etwas – und doch schon bald Realität. Internet-Unternehmer Lars Hinrichs hat in Hamburger Bestlage so etwas wie das Haus der Zukunft entworfen, vollgepackt mit Sensoren und vernetzten Geräten. Und er hat dem digitalen Wohnkonzept einen Namen verpasst: „Apartimentum“. Der 38-Jährige ist überzeugt: „Technik macht das Leben einfacher!“ Er vermietet „nicht Quadratmeter, sondern Kubikmeter Lebensqualität.“ Die analoge Wohnung ist natürlich nicht Geschichte, aber der nächste, offenbar unaufhaltsame Schritt, sind vernetzte Welten. Die vollautomatische Waschmaschine, die programmierbare Dusche und das LED-Licht, das uns mit einem simulierten Sonnenaufgang sanft weckt oder länger fit hält, indem es uns mit Tageslicht vollpumpt. Im Vordergrund stehen Komfort und Sicherheit. Von Grün ist keine Rede. Warum auch, wo wir doch 24 Stunden durcharbeiten.

Das Leben aber endet nicht an der Haustür. Es liegt im Austausch. Erst das Durcheinander macht Städte so anziehend. Die Überraschung an der Straßenecke, die unerhoffte Begegnung, die irritierende Konfrontation mit dem Anderen. Christiane Thalgott, langjährige Stadtbaurätin Münchens, prognostizierte vor einem halben Jahrzehnt: „Wir stehen vor einem grundsätzlichen Wandel. Die Gesellschaft wird älter, ärmer und offensichtlicher gemischt, der Arbeitsplatz ist nicht mehr der soziale Kitt, sondern der Wohnort. Zuwendung, um mal nicht zu sagen: Liebe und

Betreuung, können nicht mehr von der Familie verlangt werden, weil sie so gar nicht mehr existiert. Das bedeutet: Nachbarschaft wird immer wichtiger.“

Was heißt das nun konkret? Entscheidend ist offenbar wo die Begegnungsorte der Zukunft liegen, wenn wir uns nicht nur online treffen wollen zum skypen, twittern und chatten. Dysfunktionale Plätze gibt es schließlich genug und auch solche, die ihr Potenzial nie entfalten können, weil sich jemand gestört fühlt. Da scheitert etwa eine lang geplante Skateboard-Rampe, weil ein neuer Anwohner gegen die gefühlte Lärmbelästigung zu klagen droht. Eine solche Verrechtlichung der Bauwelt geschieht nicht ohne Grund. Konflikte werden ritualisiert, weil oft keine Kraft, schlimmer noch: kein Wille zur echten Auseinandersetzung mehr da ist. Und auch keine Lust, sich und seine Bedürfnisse zurückzunehmen mit Blick auf andere.

Sie hören, ich lobe die Gemeinschaft, gerade weil sie verlorenzugehen droht: weil sich die einen im SUV verschanzen und hinter Pfortnerlogen, während andere in halb abgezahlten Eigentumswohnungen aus Angst vor dem sozialen Abstieg bibbern. Cocooning, der Rückzug ins traute Heim, ist ein Ausstieg aus der Mitbestimmung. Ein Quartiersplatz hingegen kann verbinden, was sonst nur nebeneinander besteht. Er wird ein konkreter Ort, ergänzt durch digitale Angebote. Stadtplaner können derweil moderierend beobachten, welche Mischung im Wettstreit der Offerten angenommen wird.

### **Durcheinander**

Welche Räume für Lebensqualität also braucht die Gesellschaft? Ist es die „italienische“ Piazza, die wir erträumen, die Wärme aus dem letzten Urlaub und die Lässigkeit beim Espresso? Sind wir dann auch bereit, Atmosphäre zuzulassen und sie nicht wieder in ein Regelkorsett zu packen? Hier offenbart sich ein Zielkonflikt. Sicherheit und Lässigkeit scheinen sich auszuschließen. Gestalterische Anarchie aber braucht mehr Miteinander. Und wenn Milieus weiter aufweichen, Eckkneipen verschwinden und Büdchen, lassen sich Treffpunkte nicht mit der Checkliste in der Hand gestalten. Selbst die ambitionierteste Planung stößt an Grenzen, wenn sie alle Bedürfnisse additiv aufnimmt und der Reihe nach abarbeitet. Früher reichten Kirche, Kneipe und Fußballplatz, heute braucht es vielfältige Nischen in einem festen

Rahmen. So könnte sogar ein Abenteuerspielplatz für Jung und Alt vor dem Rathaus wachsen.

Geht es nun um Stadtteilbüros und Gemeinschaftsräume im Block? Oder doch um Netzplattformen, elektronische Plebiszite und digitale Schwarze Bretter? Es wird all das sein, es kommt eben darauf an, dass nicht alles schon determiniert und in Form gepresst ist. Einen Ort zu entwerfen mit dem Blick, dass man noch gar nicht weiß, was alles darauf passieren kann, potentielle Nutzungen also anzubieten und keine auszuschließen, darauf kommt es an. Nirgends zeigt sich das deutlicher als an öffentlichen Flächen, die Freiräume für die Mitmachgesellschaft darstellen: reale und digitale Marktplätze der Meinungen, der Auseinandersetzung. Was für eine Kraft Plätze entfalten, hat die jüngste Vergangenheit bewiesen: Plötzlich demonstrierten Menschen auf Kairos Tahrir-Platz, auf dem Majdan in Kiew und dem Taksim in Istanbul. Jawohl, Freiräume können sogar Revolutionen befördern.

Viel Veränderung. Überall. Das Grün aber ist in einer seltsamen Zwischenwelt gefangen. Als Ideal gilt oft noch immer der **Englische Landschaftsgarten**. Moderne Geometrien, härtere Materialien und urbane Spielfelder werden kritisch beäugt. Abstraktion aber bildet die Stärke der modernen Landschaftsarchitektur – und zugleich ihre Achillesferse, was die öffentliche Wahrnehmung angeht. Kritiker der Münchner BUGA 2005 sprachen von einem „Angriff auf die traditionelle Gartenbau-Romantik“.

Sie sahen Natur im geometrischen Korsett gefangen und den angrenzenden Landschaftspark des Pariser Büros Gilles Vexlard gar als Asphaltautobahn mit Klonwäldern, flankiert von messerscharfen Betonkanten.

So etwas mag schockierend sein. Aber nur auf den ersten Blick. Im Grunde holt die Landschaftsarchitektur das nach, was die Moderne seit über einem Jahrhundert probt, sie befreit sich vom Diktat der Gegenständlichkeit. Ein Park kann heute auch als gigantisches, geometrisches Netzwerk funktionieren, als hochvergrößerte Zelle oder als durch und durch urbane Angelegenheit, hart und industriell, dann wieder mäandrierend und weich. Planer arbeiten konstruktiv wie die Maler Piet Mondrian oder besser noch Theo van Doesburg, mit abstrakten Strukturen, denen sie mit Pflanzenkraft Leben einhauchen. Aber jetzt mal ganz ehrlich: Im Grunde fehlt uns

das Wissen und die Phantasie, einen Neuentwurf abschließend zu beurteilen. Wirkt der neue Park leblos, kalt und abweisend? Einfach zehn, zwanzig Jahre warten. Das wächst sich womöglich aus.

Natürlich geht auch anders, von unten, in Form einer Graswurzelbewegung. Da bepflanzen Guerillagärtner Verkehrsinseln und hacken das Trottoir auf. Unter den Steinen liegt für sie nicht mehr nur Strand. Sondern neues Grün. **Urban Gardening** kehrt gewissermaßen die Entwicklung um. Unsere Städte wuchsen schließlich dort, wo Ackerboden war. Münchens Stadtteil Laim verweist schon im Namen auf Lehm. Kommunen sollten daher nicht nur in altertümlichen Parkanlagen denken, sondern in Freiräumen und so viel wie möglich davon offenhalten. Gerade im Ungeplanten, im Diffusen, liegt ihr vielleicht größtes Potential. Charles Jencks sprach 1968 von „Adhocism“, der Möglichkeit, Gestaltung mit dem voranzutreiben, was eben gerade zur Hand ist. Das muss nicht perfekt sein, aber es erfüllt seinen Zweck. Eine Planung bewusster Lücken und Leerräume in Stadt-Land-Gefügen setzt genau hier an. Sie schafft Freiräume, zumal wir ja noch nicht genau wissen, wie unsere Wünsche in vier Monaten, geschweige denn in drei Jahren auffallen werden.

Gestaltung ist nicht nur Profis vorbehalten, Stadtplanern und Juristen, sondern eine Fähigkeit, die wir in unserem rohstoffarmen Land pflegen sollten. Neue Räume für mehr Lebensqualität entstehen auch durch die Ausweitung der Grünzone – durch Balkonien, rekultivierte oder sich selbst überlassene Brachen – überwuchert alte Planungskonstrukte von Abstandsgrün und Restflächen. Doch Hand aufs Herz: Grün im Sinne von ökologisch reicht alleine nicht mehr aus. Es geht um „nachhaltige“ Entwicklungen, und dazu gehören auch soziale Standards, die gewissermaßen den gesellschaftlichen Kitt geben für naturräumliche Veränderungen im Großen wie im Kleinen.

Plötzlich steht da ein Liegestuhl neben der Schafgarbe. Ein Flohmarkt macht den Hinterhof zum Treffpunkt. Und ein fliegender Händler zieht durchs Viertel. Die Planungskultur der Zukunft könnte solche Initiativen befördern. Das braucht eine neue Wahrnehmung, ja eine neue Gelassenheit, die neben großen Initiativen und verdienten Planungen wie der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, auch das Unperfekte am Rande, die Zwischenlösung, das spontane Erlebnis und die

kleine Regelbrechung akzeptiert. So entstehen Freiräume für Lebensqualität, die nichts mit Desinteresse zu tun haben, sondern vielmehr mit der Einsicht, dass mehr Leben innerhalb großer Rahmensetzungen Überraschendes mit sich bringen kann. Grünraumplanung wird so zum Ermöglichungswerkzeug, nicht zum Verhinderungsinstrument, das vor Gericht ausgefochten wird.

Denn Baukultur, die sich in perfekten Einzelprojekten erschöpft, in guten Häusern, Plätzen, Parks und Hüllen, kommt an ihr Ende. Wir brauchen einen neuen Ansatz für Freiräume: bottom-up statt top-down. Lasst doch mal die Bürger machen, nutzerzentriert und prozessorientiert. Der Stadtplaner begleitet diesen Prozess langfristig, als Moderator und Spielleiter. Er wird zu einem anderen Streetworker. Mehr Menschen an der Planung zu beteiligen, heißt auch: im Fluss sein, offen für Richtungsänderungen, in einer herausfordernden Balance zwischen Regel und Regelerweiterung.

Das geht nicht ohne offene Zugänge. Inklusion ist nicht auf Schulen beschränkt und Bildungsangebote. Von Barrierefreiheit profitieren wir alle – durch Niederflurbusse und Niederflurtrambahnen, durch Rampen und Aufzüge für Kinderwagen und Jugendliche mit Gipsbein. Um Mobilität zu fördern, müssen wir nicht Rollatoren aerodynamischer machen, sondern Räume und Plätze für alle zugänglich. Nicht mehr nur weiter und schneller, sondern breiter und einfacher, komfortabler und offener heißen die Leitlinien für eine Gestaltung mit Zukunft.

### **Aufeinander**

Wie aber erkennen wir den Wandel, und worauf sollten Architekten, Stadtplaner und Politiker setzen? John Naisbitt, Politikwissenschaftler und ehemals stellvertretender Erziehungsminister unter John F. Kennedy gilt vielen als König der Zukunftsforschung. Einer seiner zentralen Sätze lautet: „The future already exists: you only need to extrapolate from it. (Die Zukunft gibt es bereits. Man muss sie nur fortspinnen).“ Naisbitt machte es vor. Heerscharen seiner Mitarbeiter werteten kleine Meldungen aus, winzige Veränderungen des Bestehenden und forschten nach langfristigen Bewegungen. In seinem Bestseller von 1982, „Megatrends. Ten New Directions Transforming Our Lives“, benannte er treffsicher die gesellschaftlichen Kräfte der Jahrtausendwende: den Siegeszug der Wissens- und Freizeitgesellschaft

ebenso wie die Globalisierung. Interessanterweise blieb der Harvard-Absolvent kritisch gegenüber einem allzu einseitigen Fortschrittsglauben: „Die supergesehenen Futuristen irren meistens, weil sie fälschlicherweise glauben, dass sich technologische Neuentwicklungen in schnurgerader Richtung bewegen. „Das tun sie nicht. Sie bewegen sich vielmehr in unregelmäßigem Auf und Ab, in Wellen und manchmal sogar in Sprüngen.“ Gehen wir also auf die Suche nach diesen Sprüngen, die zu neuen Freiräumen und einem neuen Miteinander führen könnten, zu intuitiven Räumen und Anwendungen, die ohne Anstrengung bedient oder erreicht werden können.

Diese neue Planungskultur geht einher mit einer neuen urbanen Ästhetik, die sich nicht mehr an den Vorgaben vergangener Zeiten abarbeitet. Das ist eine Ästhetik, die Asphalt anerkennt und Montanindustrie, Schornsteine und Stahl, eine, die die Hinterlassenschaften des ersten Maschinenzeitalters annimmt.

1958 klagte Heinrich Böll, dass der Begriff „Industrielandschaft“ nur eine „romantische Verbrämung der Tatsache“ sei, dass „die Industrie hier eine Landschaft getötet hat, ohne eine neue zu bilden.“ Er meinte das Ruhrgebiet. Bald 60 Jahre später stimmt weder das eine noch das andere. Die durchgrünte Industrielandschaft lebt, sie ist zum Erlebnisort geworden, und nicht nur dort, wo ihre Relikte, all die Fördertürme, Kompressorhallen und Kohlenwäschen längst musealisiert sind. Dieser neue Blick ist auch nicht der von Bernd und Hilla Becher, die in ihrer unaufgeregten Fotografie die Größe der Industrieanlagen feierten. Es ist eher ein Blick für Ambivalenzen, für Potenziale und Möglichkeiten. Einer zudem, der sich vom Wachstumsparadigma verabschiedet hat und im Rückbau, in der Schrumpfung nicht den Zusammenbruch des Abendlandes erkennt, sondern einen dynamischen Prozess.

Wir nähern uns einem interessanten Phänomen. Mehr Planung führt nicht unbedingt zu mehr Ordnung. Oft ist das Gegenteil der Fall. Eigenheimzulage und Kilometerpauschale haben Metropolregionen wohl stärker geprägt als alle DIN- und Baunormen zusammen. Sie haben Städte ausfransen und Autobahnen, Zubringer und Randgemeinden wachsen lassen. Eine klare Unterscheidung fällt zunehmend schwer. Es haben sich Mischzonen gebildet, sogenannte „Zwischenstädte“: nicht



mehr ganz Land, und noch nicht Stadt, Bereiche also, an denen trotz (oder gerade wegen ihrer rigiden Stadt-)Planung Ränder ausfransen und banale Lagerhallen und Werkstätten dominieren. Die Vernetzung von Stadt und Land ist freilich enger, als manche glauben. Lebensqualität ist keine klare Größe mehr. Sie wechselt womöglich mit jeder Kreuzung, jeder Ampel.

Initiativen wie die aus Bayern nach dem Motto: „Unser Dorf soll schöner werden“, beschwören Bilder von vorgestern und zementieren Planung aus der Mottenkammer der Moderne, während die Städte unter der Last der Mieten zu implodieren drohen. Einfach eins draufsetzen, sprich: systematisch die Stadt zu verdichten, scheitert oft schon daran, dass ein antiquierter Stellplatzschlüssel keine zusätzlichen Geschosse zulässt. Wer sagt aber, dass eine Wohnung immer auch ein Automobil nach sich ziehen muss? Daher boomen etwa in München die Luxusausbauten. Das oberste Geschoss und der bislang noch nicht ausgebaute Dachraum werden einfach zusammengelegt. Ende. Der gewonnene Wohnraum wird durch unsere steigenden Ansprüche einfach aufgeessen. Während wir uns einerseits im Wohlstandsspeck einrichten, driften wir gesellschaftlich auseinander. Im Februar forderte Robert Feiger, Vorsitzender der Gewerkschaft Bau, eine Umzugsprämie für Rentner, worauf junge Familien in deren Wohnungen einziehen könnten. „Viele Senioren sitzen im Alter in ihren großen Wohnungen fest, viele Familien müssen dagegen in viel zu kleinen Wohnungen wohnen. Diesen Missstand müssen wir beheben“, forderte Feiger. Wie wäre es stattdessen mit freiwilliger Familienanbindung für ältere Alleinstehende? Auch das könnte neue Räume für mehr Lebensqualität auftun – Verhandlungsräume, die sich nicht unbedingt nach Quadratmetern bemessen lassen.

Werfen wir abschließend einen nur halb augenzwinkernen Blick auf zwei Modellräume mit hoher Lebensqualität, die mir bei der Recherche auffielen:

Die **Breitband-Bauernidylle** ist die Einsteiger-Kommune von morgen. Wir leben im Grünen und haben die Vorzüge der modernen Datenautobahn. Als Selbstversorger in Sachen Strom und Solarthermie stabilisieren wir die Netze, wenn wir überschüssigen Strom im E-Fahrzeug speichern und im Kälte- beziehungsweise

Wärmespeicher im Boden versenken. Samstags fahren wir in die Stadt, verkaufen unser gehegtes Gemüse am Markt und gehen abends in die Oper.

Das **Generationenhaus in der Baulücke** und die barrierefreie Altenkita proben dagegen neue Formen der erweiterten Familie auf Zeit. Alles freiwillig und mit maximaler Rückzugsmöglichkeit. Im Gemeinschaftsraum können wir Mittag essen und quatschen, der Student verdient sich sein Zimmer durch Besorgungen, Senioren sind Leih-Omas und Leih-Opas. Wer gerade nicht mehr will, macht die Tür hinter sich zu. Aber jeder darf anklopfen.

### **Fazit: Näher am Menschen**

Die Zukunft wird geprägt sein durch mehr Widersprüche, mehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Lebensmodelle, mehr Vielfalt und mehr Eigeninitiative, als es sich die 68er erträumt hatten und zugleich durch mehr Entmischung, als wir uns das heute vorstellen. Das klingt nach Konflikten, birgt aber neue Chancen. Denn Lebensqualität misst sich immer auch am Grad des Miteinanders, einer Fähigkeit, die wir nur im realen Umgang mit dem Anderen erwerben und täglich frisch halten können.

Realität aber wird ein diskutabler Begriff in der vernetzten Stadt, wenn sich ein Datennetz über die haptische erfahrbare Welt legt und Reales wie Digitales zu einer neuen Einheit verbindet, der Augmented Reality. Das ist weit mehr als das E-Home oder das „Appartementum“ heute versprechen. Offenbar ändert sich wirklich etwas. Das Auto ist nicht mehr Statussymbol – und die Wohnung eine Nutzungseinheit auf Zeit. Im Urlaub funktioniert das Couch-Surfen per App schon ganz prächtig. Noch aber gleicht die Stadt von heute den Elektronengehirnen von 1960. Wir befinden uns in der Steinzeit der kommunal-digitalen Planung. Das wird sich mit der vollständigen Digitalisierung wandeln wie Kommunikation durch das mobile Internet. Entscheidend sind Planungswerkzeuge, die nicht der Kontrolle dienen, sondern der Moderation von Prozessen und Interessen. Digitalisierung darf nicht in totaler Überwachung enden, sondern sollte zu einer neuen Nachhaltigkeit führen.

Wer das Grundrecht auf Informationelle Selbstbestimmung ernst nimmt, müsste heute eine öffentlich-rechtliche Suchmaschine einrichten. Warum nicht aus dem ZDF

eine solche machen, die Zwanglose Daten Freiheit? Dazu öffentlich-rechtliche Foren und soziale Netzwerke. Das sind die neuen Räume für mehr Lebensqualität! Moderne Kommunikation darf nicht allein Konzernen überlassen werden, die nach kommerziellen Kriterien unsere Profile auswerten. Data-Mining im Dienst der Allgemeinheit bietet viele Möglichkeiten. Wer anonymisierte Bewegungsprofile kennt, braucht nicht nach Lieblingsplätzen zu fragen, wer den Fluss der Gesellschaft in Echtzeit verfolgt, kann Verkehrsflächen anders planen, Grünflächen verlegen, Verbindungslinien nicht nur optimieren, sondern menschengerecht ausbauen. Informelles Gestalten und fließende Raumplanung ergänzen Masterpläne, machen sie flexibler. Architekten begleiten diesen Prozess als Moderatoren, dokumentieren den Wandel und modulieren Randbedingungen. Die lernende Stadt heißt dann ganz programmatisch: mit der Verwaltung auf Du und Du – und nicht nur die Stadt der selbstfahrenden Fahrzeuge, der Auslieferungs- und Überwachungsdrohnen. Das wäre eine Utopie: Die Stadtverwaltung, die näher dran ist am Menschen, näher an uns.

Bits und Bytes sind das eine, zuallererst aber ist die Stadt eine Ansammlung aus Menschen und Materie. Jede Investition in eine barrierefreie Umwelt zahlt sich aus. Es geht nicht nur um Rampen für Kinderwagen und Rollatoren, sprechende Aufzüge, taktile Leithilfen und eindeutige Kontraste, Inklusion beginnt bei der Bereitschaft, Räume neu zu sehen – als Treffpunkt aller. Das ist Lebensqualität. Sie entsteht nicht einfach so, sie ist und bleibt mit Anstrengungen verbunden.